

Colette
LA VAGABONDE

Roman

ebersbach & simon

La Vagabonde

Colette
La Vagabonde

Aus dem Französischen von Grit Zoller
Neu bearbeitet von Judith Petrus

ebersbach & simon

Halb elf ... Ich bin schon wieder zu früh fertig. Brague, mein Partner, der meine Anfänge in der Pantomime überwacht hat, wirft mir das oft in sehr drastischer Weise vor: »Verfluchte Dilettantenmanieren! Nie kannst du es erwarten! Wenn es nach dir ginge, wäre man schon um halb acht fertig geschminkt.«

Drei Jahre beim Variété und beim Theater haben mich nicht verändert – ich bin immer zu früh fertig.

Fünf Minuten nach halb elf – wenn ich jetzt nicht das immer wieder gelesene Buch, das auf dem Toilettentisch herumliegt, zur Hand nehme oder den »Paris-Sport«, über dem die Garderobiere vorhin meinen Augenbrauenstift gespitzt hat, werde ich mit mir allein sein, allein mit dieser geschminkten Kritikerin, die mir aus unergründlichen Augen unter dick mit blassvioletterm Puder bedeckten Lidern aus dem Spiegel entgegenblickt. Sie hat leuchtend rote Wangen von der Farbe des Gartenphlox und dunkelrote Lippen, die glänzen, als wären sie lackiert ... Sie sieht mich lange an, und ich weiß, sie wird sprechen ... Sie wird sagen:

»Bist du es? ... Hier ganz allein in diesem Käfig, zwischen weißen Wänden, die von müßigen, ungeduldigen Händen mit verschnörkelten Initialen und unanständigen, kindischen Zeichnungen verunziert wurden? In diese Gipswände haben Fingernägel, rot lackiert wie deine eigenen, unbewusst den

Hilfeschrei der Verlassenen eingraviert ... Hinter dir, von einer Frauenhand eingeritzt, steht: »Marie« ... und das Ende des Namens bricht mit einem kühnen Bogen ab, wie ein Schrei ... Bist es wirklich du, die hier ganz allein unter einer Zimmerdecke sitzt, die unter den Füßen der Tänzer bebt wie die Mauern einer laufenden Mühle? Warum bist du hier, so ganz allein? Und warum nicht anderswo? ...«

Ja, das ist die bange Stunde der Erkenntnis ... Wer wird wohl an meine Garderobentür klopfen, welches Gesicht wird sich zwischen mich und die geschminkte Kritikerin schieben, die mich im Spiegel belauert? ... Der Zufall, gleichzeitig mein Freund und mein Gebieter, wird wohl noch einmal die Güte haben, mir die Schutzgeister aus seinem liederlichen Reich zu senden ... Vertrauen habe ich nur noch zu ihm – und zu mir. Aber besonders zu ihm. Er zieht mich hoch, wenn ich absacke, er packt und schüttelt mich wie ein Hund, dessen Zähne sich in meine Haut graben ... So kommt es, dass ich nicht mehr auf den Tod warte, wenn ich verzweifelt bin, sondern auf das Abenteuer, das alltägliche kleine Wunder, das wie ein glitzerndes Glied die Kette meiner Tage wieder schließt.

Das ist Vertrauen, das ist echtes Vertrauen, mit all seiner oft nur vorgetäuschten Blindheit, seiner geheuchelten Entsagung und seinem trotzigem Hoffen, selbst in Stunden, in denen man aufschreien möchte: »Alle lassen sie mich allein! ...« Wirklich, an dem Tag, an dem mein Herr, der Zufall, in meinem Innersten einen anderen Namen bekäme, würde ich zu einer gläubigen Katholikin.

Wie der Boden heute Abend zittert! Man merkt, es ist kalt: die russischen Tänzer wollen sich aufwärmen. Wenn sie alle miteinander »Juhu« schreien, mit so quietschenden, schrillen Stimmen wie kleine Ferkel, dann ist es zehn Minuten nach elf. Der Zeitablauf ist unfehlbar, er stimmt auf die Minute genau. Zehn Uhr: Ich betrete meine Garderobe; Madame Cavallier singt: *Les Petits Chemineux, Le Baiser d'adieu, Le Petit quelque'chose*. Drei Chansons. Zehn Uhr zehn: Antoniew und seine Hunde. Zehn Uhr zweiundzwanzig: Gewehrschüsse. Gebell. Ende der Hundenummer. Die eiserne Treppe knarrt, jemand hustet: Jadin kommt herunter. Sie hustet und flucht, weil sie jedes Mal auf den Saum ihres Kleides tritt – ein unabänderlicher Ritus ... Zehn Uhr fünfunddreißig: der Illusionist Bouty. Zehn Uhr siebenunddreißig: die russischen Tänzer, und um elf Uhr zehn bin schließlich ich an der Reihe.

Ich ... Ich denke dieses Wort und sehe unwillkürlich in den Spiegel. Ja, ich bin's wirklich, das Gesicht mit einer Schicht malvenfarbener Schminke bedeckt, die Augen von fettglänzenden blauen Schatten umgeben, die allmählich ineinanderfließen ... Soll ich warten, bis sich auch die Schminke in meinem Gesicht auflöst? Und wenn dann von meinem Spiegelbild nichts weiter übrig bliebe als ein wenig zerronnene Farbe, die wie eine große, schmutzige Träne am Glas klebt?

Wie kalt es hier ist! Ich reibe die Hände aneinander, die unter der rissig werdenden Schminke vor Kälte grau geworden sind. Wahrhaftig! Der Ofen ist eiskalt. Es ist Samstag, und samstags muss die Masse der kleinen Leute, ein lärmendes, schon etwas

angeheitertes Publikum den Saal erwärmen. An die Künstlergarderoben hat man nicht gedacht.

Faustschläge donnern gegen die Tür, dass mir die Ohren dröhnen. Ich öffne meinem Kollegen Brague, der sonnengebräunt und möglichst naturgetreu als rumänischer Bandit kostümiert ist.

»Wir sind dran, komm schon!«

»Ich weiß. Höchste Zeit! Hier kann man sich ja den Tod holen!«

Am Ende der Eisentreppe, die zur Bühne führt, hüllt mich die gute, trockene, staubige Wärme ein wie ein bequemer, schmutziger Mantel. Während Brague, gewissenhaft wie immer, das Aufstellen der Kulissen und die Montage der Scheinwerfer (für den »Sonnenuntergang«) überwacht, presse ich unwillkürlich ein Auge an das helle Guckloch im Vorhang.

Das Haus ist voll, wie meistens am Samstag in diesem beliebten Vorstadtvarieté. Der Saal ist dunkel, die Scheinwerfer können ihn nicht ausleuchten, aber ich wette 100 Sous, dass von der zehnten Parkettreihe bis zur zweiten Galerie kein einziger Hemdkragen zu finden ist! Dichter Qualm und der widerliche Geruch von kaltem Rauch und billigen, bis zur Kippe gerauchten Zigarren liegt über dem Ganzen ... Dagegen wirken die Damen mit den Federhüten in den ersten Parkettreihen wie Blumenstände ... Ein guter Samstag! Aber, um es in der derben Ausdrucksweise der kleinen Jadin zu sagen: »Ich pfeif' drauf, von den Einnahmen hab' ich nichts!«

Kaum ertönen die ersten Takte unserer Auftrittsmusik, fühle ich mich schon erleichtert, fortgespült, entrückt und jeder Verantwortung enthoben. Die Ellbogen auf den Balkon aus Pappe gestützt, betrachte

ich unbekümmert die dicke Staubschicht – Straßenschmutz, Dreck, Hundehaare, zertretenes Harz –, die den Boden bedeckt, wo ich in ein paar Minuten auf bloßen Knien liegen werde, und atme den Duft einer künstlichen roten Geranie ein. Von diesem Augenblick an bin ich nicht mehr ich selbst, alles ist gut. Ich weiß, dass ich beim Tanzen nicht ausrutschen werde, dass sich mein Absatz nicht im Rocksäum verfangen wird und dass ich unter Bragues Hieben niederstürzen werde, ohne mir die Ellbogen aufzuschlagen oder die Nase zu brechen. In der dramatischsten Szene werde ich ohne zu lächeln die unanständigen Geräusche überhören, die der kleine Bühnenarbeiter hinter den Kulissen erzeugt, um uns zum Lachen zu bringen ... Scheinwerferlicht hüllt mich ein, die Musik bestimmt meine Bewegungen, eine geheimnisvolle Kraft beherrscht und beschützt mich. Alles ist gut.

Alles ist bestens! Unser unsichtbares Samstagspublikum hat uns mit einem Beifallssturm belohnt, in den sich Bravorufe, Pfiffe, Gezische und lebenswürdige Anzüglichkeiten mischen, und jemand hat mir gut gezielt eines dieser Nelkensträußchen zu 2 Sous zugeworfen, bleiche, kraftlose Nelken, die die Blumenverkäuferin in eine karminrote Flüssigkeit taucht, um ihnen etwas Farbe zu geben ... Ich befestige die Blumen an meinem Jackenaufschlag; sie riechen nach Pfeffer und nach feuchtem Hund. Außerdem übergibt man mir ein Briefchen:

Madame,

ich saß in der ersten Reihe; Ihr schauspielerisches Talent lässt mich vermuten, dass Sie noch über andere, besondere und ganz bezaubernde Talente

verfügen. Würden Sie mir das Vergnügen machen, heute Abend mit mir zu soupieren? ...

Unterschrieben mit »Marquis de Fontanges«, mein Gott, ja und das Briefpapier stammt tatsächlich aus dem Café Delta ... Wie viele Sprösslinge aus Adelsfamilien, die man für längst ausgestorben hielt, haben das Café Delta eigentlich als Domizil gewählt? ... So wenig wahrscheinlich es auch sein mag, vermute ich in diesem Marquis de Fontanges einen nahen Verwandten des Grafen von Lavallière, der mich vorige Woche zu einem »Five o'clock« in seine Junggesellenwohnung einlud. Das sind harmlose Schwindeleien, aber man ersieht daraus die schwärmerische Leidenschaft für die große Welt, die Ehrfurcht vor dem Adel, die unter sehr vielen speckigen Mützen in diesem heruntergekommenen Viertel steckt.

2

Wie immer schließe ich die Tür meiner Parterrewohnung mit einem tiefen Seufzer hinter mir. Ein Seufzen der Müdigkeit, der Entspannung, der Erleichterung wegen – oder ist es Angst vor dem Alleinsein? Nicht darüber nachdenken, bloß nicht darüber nachdenken!

Was habe ich nur heute Abend? ... Es wird der eisige Dezembernebel sein, der wie Flitter in der Luft hängt, schimmernde Höfe um die Gaslaternen webt und auf den Lippen zergeht, einen öligen Geschmack

zurücklassend ... Und dann dieses neue Viertel, in dem ich wohne, es taucht ganz grell weiß hinter der Rue des Ternes auf, eine Zumutung für Augen und Geist.

Im grünlichen Gaslicht wirkt die Straße zu dieser Stunde seltsam weich und konturlos, wie Kastanien-Kaffeeccreme mit gelbem Karamel – zerflossener Pudding mit Mandelsplintern darauf. Selbst mein Haus, das einzige in dieser Straße, sieht aus, »als wäre es unwirklich«. Aber die neuen Mauern und die dünnen Wände dieses Hauses bieten »alleinstehenden Damen« wie mir zu einem annehmbaren Preis eine recht behagliche Unterkunft.

Wenn man eine »alleinstehende Dame« ist, also gleichzeitig das schwarze Schaf, der Schrecken und der Paria für den Hausbesitzer, dann nimmt man eben, was man findet, man haust, wo es gerade geht, man zieht ein, auch wenn die Mauern noch nicht trocken sind ... Das Haus, in dem ich wohne, beherbergt barmherzigerweise eine ganze Kolonie »alleinstehender Damen«. Im Zwischengeschoss wohnt die offizielle Geliebte des Monsieur Young (von den Young-Automobilwerken), einen Stock höher die »feste« Freundin des Grafen von Bravais; weiter oben empfangen zwei blonde Schwestern jeden Tag einen einzelnen Herrn, »Marke biederer Industrieller«; noch weiter oben haust ein schreckliches kleines Frauenzimmer, das Tag und Nacht lärmt wie eine losgelassene Hundemeute: Geschrei, Klavierspiel, Gesang und leere Flaschen, die aus dem Fenster fliegen.

»Sie ist der Schandfleck des ganzen Hauses«, hat Madame Young eines Tages erklärt.

Und im Erdgeschoss wohne ich; ich schreie nicht, ich spiele nicht Klavier, ich empfangе selten Herren und noch seltener Damen. Das kleine Luder im vierten Stock ist viel zu laut ... und ich zu leise; die Concierge nimmt mir gegenüber kein Blatt vor den Mund: »Ist doch komisch, man weiß nie, ob Madame zu Hause sind, man hört Sie nicht. Man möchte gar nicht glauben, dass Madame eine Künstlerin sind!«

Oh, welch ein grauer Dezemberabend! Mein Ofen riecht nach Jodoform, Blandine hat vergessen, mir eine Wärmflasche ins Bett zu legen, und selbst meine Hündin, schlecht gelaunt, knurrig und frostig, würdigt mich gerade noch eines gleichgültigen Blickes, ohne ihren Korb zu verlassen. Mein Gott! Ich verlange doch weder Triumphbögen noch Feuerwerke, aber dennoch ...

Ach, ich kann überall suchen, in den Zimmerecken, unter dem Bett, es ist niemand hier, niemand – außer mir. Der große Spiegel in meinem Zimmer zeigt mir nicht mehr das geschminkte Gesicht einer Varietékünstlerin – sondern nur ... mich selbst. Mich, so wie ich bin! Heute Abend werde ich dem großen Spiegel nicht entkommen können, dem Selbstgespräch, dem ich hundertmal ausgewichen bin, auf das ich mich wieder eingelassen habe, um es dann zu meiden, bis es mich wieder überkommt, so vertraut ...

Ach, ich fühle schon jetzt, wie aussichtslos jeder Widerstand wäre. Heute Abend werde ich gewiss nicht müde, und das Zaubermittel Lesen – oh, das neue Buch, ein Buch, frisch aus der Druckerei, dessen Geruch nach feuchter Druckerschwärze und neuem Papier an Kohle, an Lokomotiven, an Abreise erin-

nert! – Der Reiz dieses Buches wird mich auch nicht ablenken – von mir, so wie ich bin! Allein, ganz allein, und zweifellos fürs ganze Leben. Jetzt schon allein! Das ist viel zu früh. Ich habe die Dreißig überschritten, ohne mich deshalb wertloser zu fühlen; denn dieses Gesicht, mein Gesicht, ist nur bemerkenswert durch seinen lebendigen Ausdruck, durch die Farbe der Augen und das trotzig Lächeln – ein Lächeln, das Marinetti meine *gaiezza volpina* nennt ... Ein Fuchs ohne Schläue, ein Fuchs, den ein Huhn fangen könnte! Ein Fuchs, der die Eier nicht kennt und sich nur der Falle und des Käfigs erinnert ... Ein fröhlicher Fuchs, der es satt hat, zum Klang der Musik zu tanzen, gefangen ...

Wahrhaftig, ich sehe einem Fuchs wirklich ähnlich! Aber einem besonders hübschen Fuchs, das ist doch nichts Hässliches, nicht wahr? ... Brague sagt wiederum, dass ich aussehe wie eine Ratte, wenn ich den Mund spitze und die Augen zukneife, um besser sehen zu können ...

Ach, wie sehr ich diesen mutlosen Ausdruck um den Mund, diese schlaffen Schultern an mir hasse, und diesen ganzen matten Körper, der sich, stets ein wenig gebeugt, aufrecht hält ... Und diese glanzlosen, ungepflegten Haare! Ich werde sie lange bürsten müssen, um ihnen wieder die Farbe von glänzendem Biberfell zu geben. Und die Augen, um die noch ein Ring blauer Farbe zu sehen ist, und die Fingernägel, auf denen der Nagellack schwache rote Spuren hinterlassen hat ... Ich werde gut fünfzig Minuten brauchen, um ein Bad zu nehmen und um das alles wieder in Ordnung zu bringen ...

Es ist schon ein Uhr ... Worauf warte ich noch?

Auf einen kleinen schneidenden Peitschenhieb, um das störrische Tier gefügig zu machen ... Aber niemand wird mir diesen Hieb versetzen, da ich nun einmal ganz allein bin! Wie deutlich man das sieht in dem großen Spiegel, der mein Bild wiedergibt, dass ich schon daran gewöhnt bin, allein zu leben!

Für einen unwichtigen Besucher, für einen Lieferanten, oder auch nur für Blandine, mein Zimmermädchen, würde ich, statt mich so hängen zu lassen, wieder eine straffere Haltung annehmen und die Arme verschränken ... Aber ich bin ja allein, heute Nacht ...

Allein! Es sieht ja fast so aus, als beklagte ich mich darüber!

»Wenn du allein lebst«, hat Brague einmal gesagt, »so doch nur deshalb, weil du es so willst, nicht wahr?«

Gewiss, ich will es »so« ... und außerdem *will* ich es ganz einfach. – Nur, nun ja ... Es gibt Tage, an denen die Einsamkeit auf eine Frau in meinem Alter wirkt wie berauschender Wein, der trunken macht vor Freiheit, und an anderen Tagen wieder ist sie wie eine bittere Medizin, manchmal sogar wie ein Gift, und man möchte mit dem Kopf gegen die Wand rennen.

Heute Abend möchte ich lieber nicht darüber nachdenken. Ich möchte mich mit meinen Zweifeln zufriedengeben und nicht ergründen, ob der Schauder, mit dem ich in mein kaltes Bett kriechen werde, ein Schauder der Angst oder ein Schauder des Wohlbefindens ist.

Allein ... und wie lange schon! Denn die Einsam-

keit ist mir bereits vertraut; ich spreche mit meiner Hündin oder mit dem Feuer oder mit meinem Spiegelbild ... Das ist eine Manie, die bei Einsiedlern oder bei alten Gefangenen auftritt, aber ich bin doch frei ... Und wenn ich Selbstgespräche führe, so tue ich das aus dem literarischen Bedürfnis heraus, meine Gedanken rhythmisch zu gliedern und auszuarbeiten.

Ich habe vor mir, auf der anderen Seite des Spiegels, in jenem geheimnisvollen Raum der Spiegelbilder, das Bild »einer Schriftstellerin auf Abwegen«. Man sagt auch von mir, dass ich »beim Theater« bin, aber niemals nennt man mich eine Schauspielerin. Warum? Das ist ein feiner Unterschied, ein höflicher Protest des Publikums und selbst meiner Freunde, die mir auf diese Art zu verstehen geben, welcher Rang mir in dem Beruf zukommt, den ich nun einmal gewählt habe. Eine Schriftstellerin auf Abwegen: das muss ich für die anderen bleiben, ich, die ich nicht mehr schreibe, ich, die ich mir das Vergnügen und den Luxus, zu schreiben, versage ...

Schreiben! Schreiben dürfen! Das bedeutet: Träumen vor einem weißen Blatt Papier, unbewusstes Gekritzeln, das Spiel der Feder, die rund um einen Tintenklecks Kreise zieht, die das unvollkommene Wort benagt, zerkratzt, mit kleinen Pfeilen spickt, es mit Fühlern und Tatzen verziert, bis es kein leserliches Wort mehr ist, sondern sich in ein fantastisches Insekt verwandelt hat und als verzauberter Schmetterling fortfliegt.

Schreiben ... Das bedeutet, den starren Blick wie hypnotisiert auf das silberne Tintenfass heften, in dem sich das Fenster spiegelt – das ist ein göttliches

Fieber, das Wangen und Stirn durchglüht, während ein glückseliges Ende die schreibende Hand über dem Papier erstarren lässt.

Und das bedeutet auch, die Zeit zu vergessen, das bedeutet, faul auf dem Sofa zu liegen; das bedeutet eine Überfülle an Fantasie und Schaffenskraft, aus der man zerschlagen und ermattet, aber reich belohnt hervorgeht, denn man ist ein Überbringer von Schätzen, die man nach und nach auf das unberührte Blatt Papier, in dem kleinen Lichtkreis unter der Lampe niederschreibt ...

Schreiben! Mit wütendem Eifer sein Innerstes zu Papier bringen, rasch, so rasch, dass sich manchmal die Hand verkrampft und nicht weiterschreiben kann, überfordert von dem ungeduldigen Geist, der sie führt ... nur, um am nächsten Morgen anstelle des goldenen Zweiges, der in einer Sternstunde aufs Wunderbarste erblüht war, einen dünnen Strauch, eine verwelkte Blume vorzufinden ...

Schreiben! Lust und Leid der Müßiggänger! Schreiben ... Auch mich überkommt von Zeit zu Zeit das Bedürfnis – quälend wie der Durst im Sommer –, etwas aufzuzeichnen, etwas zum Ausdruck zu bringen ... Immer wieder nehme ich die Feder, um das gefährliche, trügerische Spiel zu wagen und unter ihrer biegsamen Spitze das schillernde, berauschende, flüchtige Wort einzufangen und ihm Gestalt zu geben ... Doch das sind nur kurze Krisen – der Juckreiz einer alten Narbe ...

Zum Schreiben braucht man zu viel Zeit! Und außerdem bin ich kein Balzac ...

Das zerbrechliche Gerüst meiner Erzählung fällt in sich zusammen, wenn dauernd ein Lieferant lau-

tet, der Schuhmacher seine Rechnung bringt, der Rechtsanwalt anruft oder der Theateragent mich in sein Büro bestellt: »Zu einer Soirée bei sehr vornehmen Leuten, die jedoch nicht gewöhnt sind, hohe Preise zu zahlen.« ...

Nun, seitdem ich allein lebe und erst recht nach meiner Scheidung muss ich mir meinen Lebensunterhalt selbst verdienen ... All dies verlangt unglaublich viel Arbeit und Zähigkeit ... Und wozu das alles? Gibt es für mich denn gar keinen anderen Zufluchtsort als dieses alltägliche Zimmer im nachgemachten Louis XVI.-Stil, keinen anderen Rastplatz als diesen unüberwindlichen Spiegel, dem ich vergeblich auszuweichen suche? ...

Morgen ist Sonntag, nachmittags und abends Vorstellung im Empyrée-Clichy. Schon zwei Uhr! ... Schlafenszeit für eine »Schriftstellerin auf Abwegen«.

3

»Beeil dich! Mein Gott, beeil dich doch! Die Jadin ist nicht da!«

»Wie, nicht da? Ist sie krank?«

»Krank? Ach was! Die macht sich einen schönen Tag ... Und wir können es ausbaden: Wir müssen zwanzig Minuten früher auftreten!«

Brague, der Pantomime, ist aus seiner Garderobe aufgetaucht und hat sich mir in den Weg gestellt; grauenhaft sieht er aus mit der grauen Schminke – und ich eile in meinen Ankleideraum, bestürzt bei

der Vorstellung, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben zu spät fertig werden könnte ...

Die Jadin ist nicht da! Ich beeile mich, zitternd vor Aufregung. Mit unserem Publikum ist nicht zu spaßen, besonders nicht bei der Sonntagsmatinee! Wenn wir »diese Bestie«, wie unser Inspizient sagt, zwischen zwei Nummern fünf Minuten »hungern« lassen, dann bricht ein Geheul los, und wie auf Befehl kommen Zigarrenstummel und Orangenschalen angeflogen.

Die Jadin ist nicht da ... Darauf musste man gefasst sein, eines Tages musste es so kommen. Die Jadin ist eine kleine Sängerin, die so neu in diesem Metier ist ... dass sie noch nicht einmal Zeit gehabt hat, ihr kastanienbraunes Haar zu färben; ihr ist der Sprung von der Straße auf die Bühne gelungen, und jetzt ist sie verblüfft darüber, dass man mit Singen monatlich 210 Francs verdienen kann. Sie ist erst achtzehn. Ihre Chance hat sie rücksichtslos ergriffen, mit Ellbogen und angriffslustig vorgerecktem Körper scheint sich diese kleine, eigensinnige Person den Schlägen eines unsicheren und rücksichtslosen Schicksals entgegenzustellen.

Sie singt wie eine kleine Näherin oder wie eine Straßensängerin und kann sich gar nicht vorstellen, dass man auch anders singen könnte: Wie selbstverständlich überanstrengt sie ihre tiefe, raue, hinreißende Altstimme, die so gut zu ihrem rosigen, jungen Trotzkopf passt. Gerade so wie sie ist, in ihrem viel zu langen Kleid, das im erstbesten Geschäft gekauft wurde, mit ihren kastanienbraunen, glatten Haaren, mit ihren gebeugten Schultern, die aussehen, als zöge sie noch immer den Wäschekorb, mit

dem weißen Flaum über den Lippen, wo sie zu viel Puder aufgetragen hat – das Publikum vergöttert sie. Die Direktorin verspricht ihr für die nächste Saison *Der Strahlende* und eine zweite Hauptrolle – dann kann man auch über eine Zulage sprechen. Und die Jadin strahlt und jubelt auf der Bühne. Jeden Abend erkennt sie im Publikum auf der zweiten Galerie einen ihrer Jugendfreunde wieder und kann es durchaus nicht lassen, ihr rührseliges Liedchen zu unterbrechen, um den Burschen mit einer fröhlichen Grimasse und dem hellen Lachen eines Schulmädchens zu begrüßen und sich dabei auch noch kräftig auf den Schenkel zu schlagen.

Und ausgerechnet sie fehlt heute im Programm. In einer halben Stunde wird das Publikum toben und »Jadin! Jadin« schreien; sie werden mit ihren Holzpantinen trampeln und mit Kaffeelöffeln an die Gläser klopfen ...

Das musste einmal so kommen. Die Jadin, sagt man, ist nicht krank, und unser Inspizient brummt:

»Die Grippe – ach was! Wahrscheinlich ist sie über einen Bettpfosten gestolpert! Und dafür macht man ihr jetzt kostbare Umschläge! Sonst hätte sie doch abgesagt ...«

Die Jadin hat einen Feinschmecker gefunden, der nicht aus diesem Viertel ist. Man muss leben ... Sie hat doch schon gelebt, mit diesem, mit jenem, mit jedermann ... Werde ich dieses kleine drollige Ding mit ihren »modischen« Hüten, die ihr fast die Augen verdecken und die sie selbst gemacht hat, jemals wiedersehen? Erst gestern Abend steckte sie ihr schlecht gepudertes Gesichtchen in meine Garderobe, um mir ihre letzte Kreation vorzuführen: eine Mütze aus

Kaninchenfell, »Marke Polarfuchs«, die viel zu eng war und Jadin kleine, rosige Ohren zu beiden Seiten flachdrückte ...

»Attila, wie er leibt und lebt«, erklärte ihr Brague allen Ernstes.

Die Jadin ist fort ... In dem langen Korridor, von dem die winzigen quadratischen Garderoben abgehen, wird getuschelt und gekichert: Es sieht so aus, als hätte jeder diese Eskapade vorausgesehen, außer mir ... Bouty, der kleine Komiker, der die melodramatischen Partien singt, spaziert, als Menschenaffe kostümiert, mit einem Glas Milch in der Hand vor meiner Garderobe auf und ab, und ich höre ihn prophezeien:

»Das war doch klar! Ich habe der Jadin noch fünf oder sechs Tage gegeben, höchstens einen Monat! Die Chefin wird toben ... Aber das bringt sie noch lange nicht dazu, den Künstlern, die ihr Haus berühmt machen, eine Gehaltserhöhung zu gewähren ... Denkt an meine Worte: Die Jadin wird wiederkommen, das ist ein kleiner Ausflug, weiter nichts. Das Mädchen hat seine eigene Art zu leben, die Jadin wird es nie lange bei einem allein aushalten können.«

Ich öffne meine Garderobentür, um mit Bouty zu sprechen, während ich mir die Hände mit einer weißen Creme einreibe.

»Hat sie Ihnen nichts davon gesagt, dass sie fortgehen will, Bouty?«

Er zuckt die Achseln und wendet mir seine rote Gorillamaske mit den weiß umrandeten Augen zu.

»Warum sollte sie? Ich bin schließlich nicht ihre Mutter ...«

Dann trinkt er in kleinen Schlucken seine Milch

aus, eine bläuliche Milch, die aussieht wie eine Stärkemixtur.

Armer kleiner Bouty, der seine chronische Darm-entzündung und seine Spezialmilchflaschen überallhin mitnimmt. Schminkt er sich seine rot-weiße Maske ab, dann kommt ein sanftes, kränkliches Gesicht zum Vorschein. Bouty hat feine, kluge Gesichtszüge, sanfte, schöne Augen und die Seele eines herrenlosen Hundes, bereit, sich an den Erstbesten zu hängen, der ihn nimmt. Seine Krankheit und sein harter Beruf bringen ihn um. Er ernährt sich von Milch und gekochten Makkaroni und findet noch die Kraft, zwanzig Minuten lang zu singen und seine Urwaldtänze vorzuführen. Wenn er die Bühne verlässt, bricht er kraftlos im Korridor zusammen und ist nicht imstande, sofort in seine Garderobe hinunterzugehen ... Sein ausgemergelter Körper, wie tot am Boden ausgestreckt, versperrt mir oft den Weg, und ich muss mir verkneifen, mich niederzubeugen, ihn aufzuheben und um Hilfe zu rufen. Die Kollegen und der alte Chefbühnenarbeiter beschränken sich darauf, mit wissender Miene den Kopf zu schütteln, und erklären: »Bouty ist ein Künstler, der sich für seinen Beruf aufreibt.«

»Raus, raus! Höchste Eisenbahn! Sie haben zum Glück nicht allzusehr nach der Jadin gebrüllt.«

Brague schiebt mich die eiserne Treppe hinauf; die staubige Hitze, das Licht der Scheinwerfer, ich bin wie betäubt davon; dieser Morgen ist wie im Traum vergangen, der halbe Tag ist verflossen, und ich weiß nicht wie, zurück bleibt nur dieses nervöse Frösteln und ein Ziehen in der Magengegend, das ich immer

dann verspüre, wenn ich mitten in der Nacht jäh aus dem Schlaf gerissen werde. In einer Stunde ist Essenszeit, und dann nimmt man ein Taxi und alles beginnt wieder von vorne ...

Und all das noch einen Monat lang! Die gegenwärtige Vorstellung kommt ganz gut an; überdies müssen wir bis zur Revue durchhalten.

»Hier geht's uns wirklich gut«, sagt Brague. »Vierzig Tage lang brauchen wir an nichts mehr zu denken.« Und er reibt sich die Hände.

An nichts mehr denken ... Könnte ich nur so sein wie er! Ich muss in diesen vierzig Tagen, das ganze Jahr über, mein ganzes Leben lang denken ... Wie lange werde ich noch von Varieté zu Varieté wandern, vom Varieté zum Theater und vom Theater zum Kasino, und überall mit anhören müssen, wie man höflich von meinem »Talent« spricht. Außerdem rühmt man noch meine »deutliche Mimik«, meine »klare Vortragsweise« und meine »fehlerlose Gestaltung«.

Das ist sehr liebenswürdig. Das ist sogar mehr als unbedingt nötig. Aber ... wohin soll das führen?

Na, ich sehe da schon wieder eine schwere Krise auf mich zukommen ... Ich erwarte sie mit Ruhe, bin ich doch daran gewöhnt und kenne die verschiedenen Phasen, die immer gleich verlaufen und sich auch diesmal überwinden lassen werden. Niemand wird etwas davon merken. Brague schielt mich heute Abend mit seinem stechenden Blick nur verstohlen an und weiß nichts Besseres zu sagen als: »Hör mal, bist du mit deinen Gedanken wieder weiß Gott wo?«

In meine Garderobe zurückgekehrt, wasche ich mir die Hände, an denen Johannisbeerblut klebt, und ste-

he wieder vor dem Spiegel, in dem wir einander messen, die geschminkte Kritikerin und ich, zwei ernste, würdige Gegnerinnen.

Leiden ... Bedauern ... Schlaflosigkeit, einsames Umherirren, all das verlängert die Nachtstunden bis ins Unerträgliche: Dem werde ich nicht entrinnen. Und ich sehe all dem mit einer Art Galgenhumor entgegen, mit der inneren Ruhe eines Menschen, der noch jung und widerstandsfähig ist und schon ganz andere Sachen durchgemacht hat ... Zwei Gewohnheiten erlauben mir, meine Tränen zurückzuhalten: Erstens verberge ich meine Gedanken und zweitens pflege ich schwarze Wimperntusche zu verwenden ...

»Herein!«

Es hat geklopft, und ich habe ganz unwillkürlich und gedankenversunken geantwortet ...

Es ist weder Brague noch die alte Garderobiere, sondern ein Fremder, groß, hager und schwarzhaarig; er verneigt sich und platzt heraus:

»Madame, seit einer Woche sehe und bewundere ich Sie täglich in der *Emprise*. Sie müssen entschuldigen, wenn mein Besuch ... ungehörig sein sollte, aber Sie werden einsehen, dass meine Bewunderung für Ihre Begabung und ... Ihre Mimik ... eine derart ... formlose Einführung rechtfertigt ... und dass ...«

Ich finde kein einziges Wort der Erwiderung für diesen Schwachkopf.

Schweißnass, noch ganz außer Atem, mit halb geöffnetem Kleid trockne ich mir die Hände ab und betrachte ihn dabei mit so offenkundiger Wut, dass sein schöner Satz plötzlich im Keim erstickt abbricht ...

Soll ich ihn ohrfeigen? Auf seinen beiden Wangen

die Abdrücke meiner feuchten roten Finger hinterlassen? Soll ich die Stimme erheben und diesem kantigen, knochigen Gesicht mit dem schwarzen Schnurrbart all die Schimpfworte entgegenschleudern, die ich hinter den Kulissen und auf der Straße gelernt habe? ...

Er hat Augen wie ein finsterer Köhler, dieser Eindringling ...

Ich weiß nicht, was mein Blick und mein Schweigen in ihm bewirkt haben, aber plötzlich verändert sich sein Gesichtsausdruck:

»Wahrhaftig, Madame, ich bin ein Dummkopf, ein richtiger, das sehe ich ein. Setzen Sie mich vor die Tür, ich hab' es wirklich verdient, aber nicht, ehe ich Ihnen meine aufrichtige Huldigung zu Füßen gelegt habe.«

Er grüßt wieder, wie jemand, der fortgehen will ... und geht nicht. Mit der verschlagen anmutenden Hinterlistigkeit des Mannes wartet er eine halbe Sekunde lang auf die Belohnung für seinen Sinneswandel, und – mein Gott, ich bin ja gar nicht so! – er erhält seine Belohnung.

»Also werde ich Ihnen jetzt, mein Herr, lebenswürdig sagen, was ich Ihnen vorher recht grob empfohlen hatte: Gehen Sie.«

Mit versöhnlichem Lächeln weise ich ihm die Tür. Aber er lacht nicht. Er bleibt stehen, den Kopf gesenkt, die freie Hand zur Faust geballt. In dieser Haltung wirkt er fast ein wenig bedrohlich, linkisch und unbeholfen, wie ein einfacher Holzfäller. Die Deckenlampe spiegelt sich in seinem glatten schwarzen Haar, das glänzt wie lackiert; aber seine Augen weichen mir aus, sie liegen tief in ihren Höhlen ...

Er lacht nicht, weil er mich begehrt.

Dieser Mann hat nichts Gutes im Sinn – er will mich. Er ist nicht zu Scherzen aufgelegt, nicht einmal zu schlüpfrigen. Schließlich wird mir das doch zu peinlich, und es wäre mir fast lieber ... er zeigte sich erregter, so wie er sich fühlt in der Rolle eines Mannes, der gut gespeist hat und anschließend in der ersten Reihe einiges für sein Geld geboten bekam.

Das glühende Verlangen nach mir bedrückt ihn wie eine übergroße Last.

»Nun, mein Herr, wollten Sie nicht gehen?«

Er antwortet hastig, so als hätte ich ihn aufgeweckt:

»Doch, doch, Madame, natürlich gehe ich ... Ich bitte Sie, mir zu verzeihen und ...«

»... den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung entgegenzunehmen!«, vollende ich, ohne es eigentlich zu wollen.

Das ist gar nicht besonders komisch, aber er lacht – endlich lacht er und hat den bedrohlichen Ausdruck verloren, der mich so aus der Fassung brachte ...

»Sehr freundlich von Ihnen, dass Sie mir aus der Verlegenheit helfen, Madame! Ich möchte Sie aber noch etwas fragen ...«

»Oh nein! Nun machen Sie aber, dass Sie rauskommen! Ich habe unbegreiflich viel Geduld bewiesen, und ich riskiere eine Bronchitis, wenn ich nicht sofort aus diesem Kleid herauskomme, in dem ich geschwitzt habe wie ein Möbelpacker!«

Mit der Spitze des Zeigefingers dränge ich ihn hinaus, denn er bekam schon wieder diesen düsteren, starren Blick, als ich davon sprach, dass ich mein Kleid ausziehen müsse ...

Als ich endlich die Tür hinter ihm fest geschlossen und verriegelt habe, höre ich seine gedämpfte Stimme fragen:

»Madame! Madame! ... Ich möchte nur noch wissen, ob Sie Blumen mögen? Und welche?«

»Mein Herr, lassen Sie mich endlich in Ruhe! Ich frage Sie ja auch nicht, wer Ihre Lieblingsdichter sind und ob Sie das Meer dem Gebirge vorziehen! Gehen Sie!«

»Ich gehe, Madame. Guten Abend, Madame.«

Gott sei Dank! Aber dieser Dummkopf von einem Mann hat mir geholfen, meine Depression zu überwinden – das ist immerhin etwas.

Seit drei Jahren mache ich nur noch Eroberungen von dieser Sorte ... Der Herr aus der Parterreloge Nummer 4, der Gigolo von der zweiten Galerie ... Ein Brief, zwei Briefe, ein Bukett, noch ein Brief ... das ist alles! Mein Stillschweigen entmutigt sie bald, und ich muss gestehen, dass sie auch nicht sehr hartnäckig sind.

Das Schicksal, nunmehr mit Rücksicht auf meine Kräfte, scheint mich vor den hartnäckigen Liebhabern zu bewahren, vor den Jägern, die das Wild hetzen, bis es zusammenbricht ... Die Männer, denen ich gefalle, schreiben mir keine zärtlichen Briefe. Ihre unbeholfenen, primitiven, eilig hingekritzten Kärtchen bringen nur ihr Verlangen zum Ausdruck und nicht ihre Gedanken ... Mit Ausnahme eines jungen Burschen, der mir auf zwölf langen Seiten seine demütigende und hoffnungslose Liebe gestand.

Er muss sehr jung gewesen sein. Er träumt davon, ein Märchenprinz zu sein – der arme Junge –, und

reich und mächtig: »Ich schreibe Ihnen all das bei Tisch in dem Gasthaus, wo ich esse, und jedes Mal, wenn ich den Kopf hebe und in den gegenüberliegenden Spiegel schaue, sehe ich meine widerliche Visage ...«

Dieser kleine Verehrer mit »der widerlichen Visage« vermochte noch von jemandem zu träumen, von blauen Palästen und von verzauberten Wäldern.

Mich erwartet niemand auf einem Weg, der weder Ruhm noch Reichtum noch Liebe verspricht.

Es gibt überhaupt keinen Weg zur Liebe – ich weiß das. Die Liebe stellt sich uns in den Weg. Sie versperrt uns den Weg für immer, und gibt sie die Bahn frei, dann ist der Weg unbegehrbar geworden, unterbrochen ...

Was von meinem Leben geblieben ist, erinnert an eines dieser »Puzzles«, die aus zweihundertfünfzig wunderlich geformten, vielfarbigen Holzstückchen bestehen. Geht es mir etwa darum, dieses einfache Bild Stück um Stück wieder zusammenzusetzen: Ein friedliches Haus mitten im Wald? Nein, nein, jemand hat alle Linien dieser anmutigen Landschaft verwischt; ich werde nicht einmal mehr die Überreste des blauen Daches finden, auf dem gelb das Moos wächst, und weder den wilden Wein noch den dichten Wald, in dem es keine Vögel gibt ...

Acht Jahre Ehe, drei Jahre Scheidung: so verging ein Drittel meines Lebens. Und mein Ex-Gatte? Sie kennen ihn alle. Es ist Adolphe Taillandy, der Pastellmaler. Seit zwanzig Jahren malt er das gleiche Frauenporträt: vor einen dunstig goldglänzenden Hintergrund nach der Art von Lévy Dhurmer

setzt er eine tief dekolletierte Frau, deren Haar sich wie ein kostbares Gespinnst, wie ein Heiligenschein um ein samtweiches Gesicht legt. Die Haut an den Schläfen, in der Biegung des Halses und an den Rundungen des Busens schimmert so samtig bläulich wie die Haut schöner Trauben, die zum Zugreifen verführen ...

»Potel und Chabot könnten es auch nicht besser!«, hat Forain eines Tages vor einem Pastellbild meines Mannes erklärt. Abgesehen von seinem berühmten »Samtglanz« hat Adolphe Taillandy meines Erachtens nach kein Talent. Aber ich gebe gerne zu, dass seine Porträts besonders auf Frauen unwiderstehlich wirken. Er malt alle in Blond. Sogar dem Haar von Madame de Guimont-Fautru, einer hageren Brünetten, hat er einen rötlich-goldenen Schimmer gegeben, von dem niemand weiß, was er dort zu suchen hat. Dieser Schimmer auf ihren blassen Wangen und auf ihrer griechischen Nase machte sie zu einer üppigen Venezianerin.

Taillandy hat auch mich gemalt, vor langer Zeit ... Man kann nicht mehr erkennen, dass ich das bin, diese kleine Bacchantin mit der glänzenden Nase und dem Sonnenstrahl mitten im Gesicht, das aussieht wie eine Maske aus Perlmutter. Ich weiß noch heute, wie erstaunt ich war, als ich mich so blond sah. Ich erinnere mich auch, welch ein großer Erfolg dieses Pastell wurde und ebenso die Bilder, die nachher kamen: das Porträt von Madame de Guimont-Fautru, der Baronin Avelot, von Madame de Chalis, Madame Robert-Durand, der Sängerin Jane Doré – dann jene, die wegen der Anonymität ihrer Modelle weniger berühmt wurden: Porträts von Mademoiselle J. R.,

Mademoiselle S. S., Madame U., Madame Van O.,
Mrs. F. W. ...

Das war die Zeit, in der Adolphe Taillandy mit dem Zynismus des schönen Mannes, der ihm so prächtig steht, erklärte:

»Ich will nur meine Geliebten als Modelle haben und als Geliebte nur meine Modelle!«

Ich habe bei ihm nie ein anderes Genie entdeckt als die außergewöhnliche Begabung zu lügen. Keine Frau, keine einzige seiner Frauen hat seine leidenschaftliche Freude im Lügen so sehr geschätzt, bewundert, gefürchtet und verflucht wie ich. Adolphe Taillandy log wie im Fieber, wolllüstig, unaufhörlich, fast unbewusst. Für ihn war der Ehebruch nur eine unter vielen Formen der Lüge – und nicht einmal die köstlichste.

Er log mit einer Kraft, mit einer Vielfalt und Unmäßigkeit, die auch im Alter nicht verlorengehen wird. Ich sah ihn die ausgeklügeltesten Intrigen ersinnen, sie mit viel Raffinement einsetzen, sie mit allen Zutaten eines meisterhaften Schurkenstreichs ausschmücken, und gleichzeitig seine Fähigkeiten und sein Genie an die primitivsten, gemeinsten, unnötigsten Betrugereien und an kindische, fast einfältige Hochstapeleien verschwenden.

Ich habe ihn kennengelernt, geheiratet und nahezu acht Jahre mit ihm gelebt ... und was weiß ich von ihm? Dass er Pastelle malt und andere Frauen hat. Außerdem weiß ich, dass er täglich das verblüffende Wunder zustande bringt, für den einen wie ein Arbeitstier zu wirken, das nur für seinen Beruf lebt – für die andere den verführerischen, leichtfertigen Wüstling zu spielen, für eine dritte den väterlichen

Liebhaber, der einem flüchtigen Strohfeuer den erregenden Beigeschmack der Blutschande zu geben versteht; für eine andere wieder ist er der müde, enttäuschte, alternde Künstler, der den Herbst seines Lebens durch eine zarte Liebesidylle verklärt; es gibt sogar eine Frau, für die er einfach nur den guten Liebhaber spielt, dauerhaft und geil, ganz nach Wunsch – und dann ist da noch diese Gans aus gutem Hause, die leidenschaftlich in Taillandy verliebt ist und von ihm mit der ganzen buchstäblichen Grausamkeit eines »Künstlers« aus einem Gesellschaftsroman verletzt, gedemütigt, verstoßen und wieder aufgenommen wird.

Derselbe Taillandy schlüpft ohne Übergang in die Haut des romantischen »Künstlers«, der um nichts weniger konventionell, aber bedeutend unmoderner ist; der, um den letzten Widerstand einer braven, verheirateten Bürgersfrau, Mutter zweier Kinder, zu überwinden, die Pastellstifte hinwirft, eine Skizze zerreißt, echte Tränen weint, die in seinem Schnurrbart à la Wilhelm II. versickern, und nach dem breiten Künstlerhut greift, um sich in die Seine zu stürzen.

Es gibt noch eine Menge anderer Taillandys, ganz abgesehen vom Schrecklichsten aller Taillandys: dem Geschäftsmann Taillandy, dem Spekulant und Bauernfänger Taillandy, zynisch und roh, unterwürfig und scheu, je nachdem, wie es das Geschäft erfordert ...

Und wer ist nun unter all diesen Gestalten der wahre Taillandy? Ich muss schlicht und einfach erklären, dass ich es nicht weiß. Ich glaube, es gibt gar keinen »wahren« Taillandy ... Dieses Lügengenie, das der

Fantasie Balzacs entsprungen sein könnte, hat eines Tages plötzlich aufgehört, mich zur Verzweiflung zu bringen, ja er hat sogar aufgehört, mich zu interessieren. Früher einmal war er für mich eine Art grausamer Machiavelli ... aber vielleicht war er auch immer nur ein Verwandlungskünstler wie Fregoli.

Übrigens treibt er es in dieser Weise weiter. Manchmal denke ich ein wenig mitleidig an seine zweite Frau ... Erfreut sie sich noch immer beseeligt und verliebt ihres Sieges über mich, wie sie es nennt? Nein, jetzt fängt sie wohl schon allmählich an, entsetzt und ohnmächtig zu erkennen, welch einen Mann sie geheiratet hat.

Mein Gott! Wie jung ich war, und wie sehr ich diesen Mann geliebt habe! Und wie habe ich um ihn gelitten! ... Das ist kein Schmerzensschrei, kein rachsüchtiges Jammern, es ist nur ein Seufzer in einem Tonfall, als würde ich sagen: »Wenn Sie wüssten, wie krank ich vor vier Jahren gewesen bin!« Und wenn ich gestehe: »Ich war so eifersüchtig, dass ich zu Mord und Selbstmord fähig gewesen wäre«, so ist das kaum anders, als wenn Leute erzählen: »1870 habe ich Ratten gegessen ...« Sie erinnern sich daran, aber nur die Erinnerung ist geblieben. Sie wissen, dass sie damals Ratten gegessen haben, aber sie können den Schauer des Entsetzens und den nagenden Hunger nicht mehr fühlen.

Nachdem ich das erste Mal betrogen worden war, nach den Auflehnungen und Unterwerfungen einer jungen Liebe, die durchaus hoffen und leben wollte, verlegte ich mich darauf, stolz und unnachgiebig, schweigend zu leiden – und ich begann zu schreiben.

Aus reiner Freude daran, mich in eine nahe

Vergangenheit zu flüchten, schrieb ich einen kleinen Provinzroman – *Efeu an der Mauer*, heiter, alltäglich und klar wie die Teiche in meiner Heimat, eine sittsame kleine Liebes- und Ehegeschichte, ein bisschen einfältig und recht anmutig. Sie wurde ganz unerwartet ein durchschlagender Erfolg. Meine Fotografie war in allen Illustrierten, die *Vie moderne* verlieh mir ihren jährlichen Preis, und wir beide, Adolphe und ich, wurden zum »interessantesten Paar von Paris«, Leute, die man zum Diner einlädt und besonderen Ausländern vorstellt ...

»Wie, Sie kennen die Taillandys nicht? Renée Taillandy ist sehr begabt« – »Ach nein! Und er?« – »Er ... oh, er ist unwiderstehlich!«

Mein zweites Buch *Außerhalb der Liebe* hat sich nicht so gut verkauft. Und doch habe ich erst bei diesem Buch die ganze Lust des Schreibens ausgekostet, den geduldigen Kampf gegen den Satz, der allmählich geschmeidiger wird und sich einem schließlich zu Füßen legt wie ein gezähmtes Tier – regungslos wartend und lauernd, bis das Zauberwort fällt. Mein zweites Buch fand keinen großen Absatz. Aber es verschaffte mir – wie nennt man das? Ach ja – »die Achtung der Literaten«. Mein dritter Roman *Der Wald ohne Vögel* fiel durch und ist nie angekommen. Dieses Buch ist mir das liebste, für mich »mein unbekanntes Meisterwerk« ... Man fand es weitschweifig, verworren, unverständlich und lang ... Auch heute noch ist es mir lieb, ich schlage es auf und liebe mich darin von ganzem Herzen. Unverständlich? Für Sie vielleicht. Aber für mich wird seine warme Dunkelheit durch ein wunderbares Leuchten erhellt, mir genügt ein einziges Wort aus diesem Buch, um

den Duft, die Farbe erlebter Stunden aufs Neue auf-
erstehen zu lassen – es ist klangvoll und rätselhaft
wie eine Muschel, in der das Meer rauscht, und ich
würde es gewiss weniger lieben, wenn es auch Ihnen
lieb wäre ... Seien Sie unbesorgt! Ich werde nie wie-
der ein Buch wie dieses schreiben, ich könnte es gar
nicht mehr.

Andere Aufgaben und andere Sorgen beschäfti-
gen mich zurzeit, und besonders die Sorge, wie ich
mir meinen Lebensunterhalt verdienen soll – wie
ich meine Bewegungen, meinen Tanz und den Klang
meiner Stimme in klingende Münze verwandeln
kann. Ich habe mich rasch daran gewöhnt und habe
mit typisch weiblicher Geldgier sogar Geschmack
daran gefunden. Ich verdiene mir meinen Unterhalt
selbst, das steht fest. Im gegebenen Augenblick sage
ich mir vergnügt wieder und wieder vor, dass ich mir
ja meinen Unterhalt selbst verdiene. Das Varieté, wo
ich als Pantomime, als Tänzerin und gelegentlich so-
gar als Schauspielerin auftrete, hat eine richtige, har-
te Geschäftsfrau aus mir gemacht – dort habe ich
rechnen und feilschen gelernt und weiß mich nun
zu wehren.

Das ist eine Fähigkeit, die auch die unbegabteste
Frau sehr rasch erlernt, wenn ihre Freiheit und ihr
Leben davon abhängen.

Niemand konnte verstehen, warum wir uns schei-
den ließen. Aber hätte man mich denn vorher ver-
standen, meine langjährige feige Nachgiebigkeit?
Leider ist es nur das erste Mal schwer, zu verzei-
hen ... Adolphe erkannte rasch, dass ich der bes-
ten, der weiblichsten Rasse von Frauen angehöre:

Frauen, die das erste Mal verzeihen, werden durch geschickte Manipulation zu Frauen gemacht, die alles dulden und sich schließlich damit abfinden ... Oh, welch geschickten Lehrmeister ich an ihm hatte! Wie weise er Nachsicht und Strenge dosierte! ... Es kam vor, dass er mich schlug, wenn ich zu widerpenstig war, aber ich glaube kaum, dass es ihm sehr viel Freude machte. Denn ein Mann, der im Jähzorn schlägt, trifft nicht gut, und sicherlich schlug er mich hin und wieder nur, um seinen Nimbus zu erhöhen. Während unserer Scheidung hätte man am liebsten mir die ganze Schuld zugeschoben, um den »schönen Taillandy« reinzuwaschen, den keine Schuld traf, als eben zu gefallen und zu betrügen. Fast hätte ich nachgegeben und mich mit gewohnter Ergebenheit wieder unterdrücken lassen, so eingeschüchtert war ich durch das Gerede um uns herum ...

»Wie bitte? Er betrügt sie seit acht Jahren, und erst jetzt fällt ihr ein, sich darüber zu beklagen?«

Ernst zu nehmende gute Freunde suchten mich auf, Freunde, die wissen, »wie das Leben so spielt«; ich bekam Besuch von älteren Verwandten, die recht vage argumentierten:

»Mein liebes Kind, was willst du eigentlich?«

Was ich eigentlich wollte? Das wusste ich im Grunde ganz genau. Ich hatte genug. Was ich wollte? Lieber sterben, als weiterhin das demütigende Leben einer Frau zu führen, »die alles hat, um glücklich zu sein«; sterben, oder das Elend vor dem Selbstmord hinnehmen, aber nie wieder zu Adolphe Taillandy zurückkehren, jenem Adolphe Taillandy, der es ausgezeichnet verstand, mir zu drohen, ohne auch nur die Stimme zu heben, indem er mir im Ton eines Feld-

webels furchterregend befahl: »Morgen beginne ich das Porträt von Madame Mothier. Du wirst die Güte haben, ihr nicht mehr so unfreundlich zu begegnen.«

Lieber sterben, eher ein schlimmes Ende riskieren, als ihn noch einmal dabei zu ertappen, wie er mit fahrigten Bewegungen einen zerknitterten Brief versteckt oder ein zu offensichtlich gleichgültiges Telefongespräch führt; nie mehr den wissenden Blick des Dieners sehen müssen, und mich selbst im gleichgültigen Ton sagen hören: »Solltest du diese Woche nicht zwei Tage bei deiner Mutter verbringen?« ... – Nur fort – mich nie mehr so weit erniedrigen lassen, einen ganzen Tag lang eine Geliebte meines Mannes herumzuführen, während er beruhigt und mit meiner Unterstützung eine andere umarmt! – Fort und sterben, nur nie mehr Unwissenheit heucheln, wach, mit eiskalten Füßen in einem viel zu großen Bett liegen und Rachepläne schmieden, die im Dunkel der Nacht geboren werden, bei jedem Schlag des aufgewühlten, von Eifersucht vergifteten Herzens grausamer werden und beim Geräusch des Schlüssels zerspringen und sich in Nichts auflösen, wenn eine wohlbekannte Stimme fragt: »Wie? Du schläfst noch nicht?«

Ich hatte genug davon. Man gewöhnt sich daran, weniger zu essen, man gewöhnt sich an Zahn- und Magenschmerzen, selbst an die Trennung von einem geliebten Menschen gewöhnt man sich – an die Eifersucht kann man sich nicht gewöhnen. Und dann geschah etwas, womit Adolphe Taillandy, der sonst an alles denkt, nicht gerechnet hatte: Eines Tages, als er mich recht unhöflich aus meinem eigenen Haus hinausgeworfen hatte, um Madame Mothier besser

auf dem breiten Sofa des Ateliers empfangen zu können, kehrte ich nicht mehr nach Hause zurück.

Ich ging weder an diesem Abend nach Hause noch am nächsten noch an den folgenden. Und hier endet – oder beginnt eigentlich meine Geschichte.

Die traurige und kurze Übergangszeit, in der ich Vorwürfe, Ratschläge, Tröstungen und Glückwünsche in gleichbleibend mürrischer Stimmung über mich ergehen ließ, will ich nicht ausführlich schildern.

Die wenigen treuen Freunde, die an der Tür meiner winzigen, auf gut Glück gemieteten Wohnung läuteten, ließ ich ziemlich unfreundlich abblitzen. Verletzt, weil alle den Eindruck hinterließen, der öffentlichen Meinung, der sakrosankten, unfehlbaren, schmutzigen öffentlichen Meinung zu trotzen, um mich zu besuchen, zerschnitt ich mit einer zornigen Gebärde alles, was mich noch mit der Vergangenheit verband.

Und was kam dann? Die Einsamkeit? Ja, ich war einsam, bis auf drei oder vier Freunde. Das waren die Eigensinnigen, die Unverbesserlichen, entschlossen, alle meine Abfahren zu ertragen. Wie unfreundlich ich sie empfangen habe, und wie teuer sie mir waren! Und wie sehr ich jedes Mal, wenn ich sie gehen sah, befürchtete, dass sie nicht mehr wiederkommen würden!

Ja, die Einsamkeit. Vor ihr bin ich zurückgeschreckt wie vor einem Heilmittel, das auch tödlich wirken kann. Und dann entdeckte ich, dass ... ich eigentlich nur genauso einsam war wie vorher. Begonnen hatte die Einsamkeit schon vor langer Zeit, in meiner Kindheit, und die ersten Jahre meiner Ehe konnten

kaum als Unterbrechung gelten: Nachdem mich mein Mann das erste Mal betrogen hatte, bin ich nüchtern und ohne viele Tränen wieder der Einsamkeit verfallen, und das ist das Banalste an meiner Geschichte ... Wie viele Frauen haben dieses In-sich-Zurückziehen, dieses geduldige Sich-Verkriechen, das den empörten Tränen folgt, kennengelernt? Ich gestehe ihnen dieses Recht zu und schmeichle mir selbst dabei: Nur im Schmerz ist eine Frau imstande, sich über das Mittelmaß zu erheben. Dann ist ihre Widerstandskraft grenzenlos; man kann diese Kraft bis zur Verschwendung missbrauchen, ohne fürchten zu müssen, dass sie sich erschöpft, vorausgesetzt, dass man durch eine kindische körperliche Feigheit oder durch irgendeine fromme Hoffnung vor dem erlösenden Selbstmord bewahrt wird.

»Sie stirbt an gebrochenem Herzen ... Sie ist an gebrochenem Herzen gestorben ...« Schüttelt man nicht eher zweifelnd den Kopf, anstatt Mitleid zu empfinden, wenn man diese abgedroschenen Redensarten hört? Eine Frau kann kaum an gebrochenem Herzen sterben. Sie ist so widerstandsfähig, so schwer umzubringen! Sie glauben, dass der Kummer sie innerlich zerfrisst? Keineswegs. Sehr viel häufiger gewinnt sie dadurch neue Kraft, wie schwach und leidend sie auch sein mag: eiserne Nerven, einen unbeugsamen Willen, die Fähigkeit zu warten und die Fähigkeit sich zu verstellen, die sie größer werden lässt und ihr die Verachtung jener einbringt, die glücklich sind. Sie übt sich in der Verstellung und im Dulden und wird geschmeidig wie durch eine tägliche, gefährliche Turnübung ... Denn sie ist unaufhörlich einer Versuchung ausgesetzt, der

quälendsten, süßesten, dauerhaftesten und reizvollsten Versuchung: der Versuchung, sich zu rächen.

Hin und wieder kommt es vor, dass eine Frau zu schwach ist oder ihren Peiniger zu sehr liebt und ihn tötet ... Dann kann sie zur Verwunderung der ganzen Welt ein Beispiel dieser verblüffenden weiblichen Widerstandskraft ablegen. Sie wird ihre Richter ermüden, sie im Verlauf von endlosen Verhandlungen zermürben und schließlich erschöpft zurücklassen, so wie ein schlaues Tier junge Hunde zum Besten hält ... Seien Sie gewiss, dass große Ausdauer und ihr eifersüchtig verborgener Kummer diese Frau geformt, veredelt und gehärtet haben.

»Sie ist stahlhart!«, wird es von ihr heißen. Sie ist einfach »weiblich«, und das genügt.

Die Einsamkeit ... die Freiheit ... mein abwechslungsreicher und anstrengender Beruf als Schauspielerin und Tänzerin ... die Muskeln zufrieden und müde, meine neue Sorge, die alle anderen verdrängt hat, nämlich die, aus eigener Kraft Essen, Kleider und Wohnung zu verdienen ... das war dann mein Schicksal; aber auch das unbändige Misstrauen, der Widerwille gegenüber der Welt, in der ich gelebt und gelitten habe, eine törichte Furcht vor den Menschen, Männern und auch Frauen ... Ein krankhaftes Bedürfnis, nichts von dem wissen zu wollen, was um mich herum vorging, mich nur mit verkümmerten Lebewesen zu umgeben, die kaum imstande waren zu denken ... Und dann noch eine Wunderlichkeit, die sich sehr bald einstellte: nur auf der Bühne fühlte ich mich nicht verlassen, fühlte ich mich sicher vor meinen Mitmenschen – die Feuer-Barriere beschützt mich vor allen.

Die Originalausgabe erschien 1910 unter dem Titel

Renée Néré

bei Albin Michel, Paris,

die deutsche Übersetzung von Rosa Breuer-Lucka

1927 unter dem Titel

Rénée Néré. Das Schicksal einer Frau

im Paul Zsolnay Verlag, Wien,

und 1986 ebenda unter dem Titel

La Vagabonde

in neuer Übersetzung von Grit Zoller

1. Auflage 2021

© ebersbach & simon, Berlin

Lizenzausgabe mit Genehmigung des Paul Zsolnay

Verlags, Wien

© Librairie Arthème Fayard, 1989

Alle Rechte der deutschen Ausgabe © Paul Zsolnay

Verlag, Wien Ges.m.b.H. 1986

Umschlaggestaltung: Lisa Neuhalfen, moretypes, Berlin

Covermotiv: *Colette, verkleidet als Faun*, um 1908

© ullstein bild – Roger-Viollet

Satz: Birgit Cirksena · Satzfein, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-86915-225-7

www.ebersbach-simon.de

